

Warum sind Heilpraktiker derart erfolgreich?

Rolf A. Streuli

Die moderne Medizin hat uns Fortschritte gebracht, an die vor 30 Jahren niemand zu denken gewagt hätte. Sie ist aber gleichzeitig sehr technisch und deshalb kalt geworden. Die Patienten begegnen uns Ärzten oft nur noch in einem abgedunkelten Raum hinter einer unheimlichen Maschine sitzend und vermögen uns kaum in die Augen zu blicken. Wir erliegen allzu leicht der Faszination des Bildschirms und vergessen, dass der Patient in erster Linie menschliche Zuwendung sucht. Wenn er sie von uns wissenschaftlich ausgebildeten Ärztinnen und Ärzten nicht in genügendem Masse erhält, wendet er sich eben sogenannten «Heilern» zu, die meistens gute Psychologen sind und die Bedürfnisse ihrer Kunden kennen. Fleur van der Weg hat untersucht, wie viele Patienten mit einer onkologischen Krankheit in einer ländlichen Gegend zusätzlich zu den schulmedizinischen auch noch andere Methoden anwenden [1]. Aus früheren Studien ist bekannt, dass in den USA bis zu 80% der Krebskranken bei alternativen Heilverfahren Hilfe suchen. Im Bernischen Oberaargau haben immerhin 39% der Patienten mindestens einmal eine Alternativmethode neben der schulmedizinischen Behandlung in Anspruch genommen. Folgende Gründe wurden angegeben: Gut 83% wollten selber einen Beitrag zu ihrer Genesung leisten; 83% fühlten sich damit hoffnungsvoller; 62% versuchten, dadurch ihre seelischen Kräfte zu stärken; für 52% war ausschlaggebend, dass die alternativen Heilmittel als ungiftig gelten; bei 43% kamen die Alternativmethoden der eigenen Lebenseinstellung entgegen; 38% wünschten sich, mehr Kontrolle über ihre Behandlung zu haben; aber bloss 10% waren von der Schulmedizin enttäuscht. Die Motive für den Griff nach alternativen Heilverfahren unterscheiden sich in den meisten Studien kaum voneinander: Die Patienten möchten selber möglichst viel zur Genesung beitragen, möchten alles tun, um die Krankheit zu bekämpfen und dazu besonders auch ihre psychischen Kräfte einsetzen.

Die Frage «Was kann ich selber unternehmen, damit die Krankheit bald ausheilt?», hören wir fast von jedem Patienten, dem wir eine unheilvolle Diagnose eröffnen müssen. Die Versuchung ist dann gross, ihn mit der Antwort abzufertigen, dass er sich genau an unsere Anweisungen halten und die verordneten Pillen brav schlucken solle, da sich ein günstiger Einfluss von diätetischen oder Lifestyle-Massnahmen nicht beweisen lasse. Das wollen unsere Patientinnen und Patienten aber nicht hören! Sie möchten ihr Schicksal nicht ganz in unsere Hände legen, sondern sich selber aktiv für ihre Genesung einsetzen. Gerade die Ernährung spielt bei der psychologischen Bewältigung eines Schicksalsschlages eine wichtige Rolle. Ich hüte mich daher, diesbezügliche Fragen meiner Patientinnen und Patienten mit einer wegwerfenden Handbe-

wegung oder einem herablassenden Lächeln als irrelevant zu diskreditieren.

Interessant ist ja, dass Ärztinnen und Ärzte, wenn sie selber Patienten werden, keineswegs vor irrationalen und nicht evidenzgestützten Gedankengängen gefeit sind. Gerd Nagel hat 50 Onkologen befragt, die selber an Krebs erkrankt sind [2]. Von diesen glaubten 49 fest an den Nutzen von Selbstheilungsbemühungen, genauso wie die von ihnen betreuten Patienten, obwohl sich so etwas bisher mit keiner Studie beweisen liess. Das rationale, naturwissenschaftliche Denken hört eben auf, sobald wir uns selber mit einer katastrophalen Diagnose konfrontiert sehen. Sogar Sigmund Freud, ein wahrlich aufgeklärter Geist, hat ja die Diagnose seines Mundkarzinoms bis zu seinem Lebensende erfolgreich verdrängt, und Wilhelm Löffler wollte die bösartige Natur der Zellen einer bei ihm entnommenen Biopsie im Mikroskop partout nicht sehen.

Die Förderung der Selbstheilungsbemühungen unserer Patienten, ihr Empowerment, scheint uns wissenschaftlich ausgebildeten Mediziner nicht zu liegen, hier haben wir erhebliche Defizite. Wir nehmen uns zu wenig Zeit, um mit unseren Patienten zu sprechen, sie zu berühren, mit dem Stethoskop Herz und Lungen zu auskultieren, mit den Händen Leber und Milz zu palpieren. Unsere Patienten haben ein tiefes Bedürfnis nach dieser intuitiven «touchy-feely»-Medizin, wie die Amerikaner sie nennen, die eben integrierender Bestandteil der Allgemeinen und der Inneren Medizin ist und die unsere Altvorderen gelehrt und praktiziert haben. Für uns, die wir im Zeitalter der Technik aufgewachsen sind, ist es natürlich schwierig, die Scheuklappen unserer Überzeugungen abzulegen und an diese andere Seite der Medizin zu glauben. Ich verstehe den Ordinarius für Kardiologie an einer Schweizer Universität sehr wohl, der seinen Studenten erklärt, dass er kein Stethoskop mehr herumtrage, da die Echokardiographie viel präzisere Auskunft über den Zustand der Herzklappen gebe. Aber dieser Ordinarius ist trotzdem auf dem Holzweg! Er realisiert nicht, dass sich die Hoffnungen und die Ängste unserer kranken Mitmenschen an die menschliche Ausstrahlung und die verbale und nichtverbale Kommunikationsfähigkeit von uns Ärztinnen und Ärzten klammern. Denn im Moment einer lebensbedrohlichen Krankheit können die Betroffenen mit medizinischer Statistik, mit «Outcome-Research» und Evidenzbasierung gar nichts anfangen.

Literatur

- 1 van der Weg F, Streuli RA. Use of alternative medicine by patients with cancer in a rural area of Switzerland. *Swiss Med Wkly* 2003;133:233–40.
- 2 Bopp A, Nagel D, Nagel G. Was kann ich selbst für mich tun? Patientenkompetenz in der modernen Medizin. Zürich: Rüffer&Rub Sachbuchverlag; 2005.